

**Lebenserinnerungen.
Eine Karriere im Kaiserreich**

Paul Felisch

Eick-Verlag
Kiel 2015

VORWORT DER HERAUSGEBER

Admiralitätsrat Dr. Paul Felisch (1855–1933) mit seiner schillernden, von vermeintlichen Widersprüchlichkeiten und Brüchen geprägten Persönlichkeit erweist sich als wilhelminischer Bürger par excellence. Seine hier erstmals veröffentlichte Autobiographie ist das Zeugnis einer bürgerlichen Karriere im Kaiserreich. Geboren in Storkow studierte er Jura in Berlin, Göttingen und Heidelberg, wo er Mitglied der Studentenverbindung Leonensia wurde, durchlief berufliche Stationen an Gerichten in Berlin und Carolath (Niederschlesien), bevor er schließlich zwanzig Jahre lang als Abteilungschef der Justizabteilung im Reichsmarineamt tätig war. 1921 wurde er freigestellt und zog sich weitgehend ins Privatleben zurück. Er widmete sich nun seiner Familie – er hatte mit seiner Frau sechs Kinder und unzählige Enkelkinder – und seinen literarischen Ambitionen. Zeit seines Lebens verfasste er Gedichte sowie mehrere Novellen und einen Roman, von denen allerdings die überwiegende Mehrzahl unveröffentlicht blieb.

Felischs Autobiographie ist ein in dieser Ausführlichkeit und diesem Detailreichtum seltenes Zeugnis des studentischen Lebens und der studentischen Verbindungskultur im frühen Kaiserreich. In schillernder Anschaulichkeit schildert er gemeinsame Ausflüge mit seinen Bundesbrüdern, gemeinsame Kneipen, bei denen alle Beteiligten „bis obenhin strichvoll“ waren, schwärmt vom studentischen Liedgut, das er selbst bis ins hohe Alter gerne und lautstark sang, ersten Begegnungen mit dem anderem Geschlecht, studentischen Streichen, Kneipzeitungen, Biergerichten, Mensuren und Konkurrenz mit anderen Verbindungen.

Neben seiner lebenslangen engen emotionalen Verbindung zur Leonensia und seinem ausgeprägten Familiensinn hatte Felisch vor allem eine Priorität: seine Karriere.

Das zeigt sich im Text besonders explizit im Zusammenhang mit seiner Versetzung aus dem niederschlesischen Carolath, dem heutigen Siedlisko in Polen. Hier war Felisch neun Jahre lang als Amtsrichter tätig gewesen, hatte zur regionalen Elite gehört, war beim Fürsten ein und aus gegangen und wichtiger Ansprechpartner für sämtliche Bereiche des öffentlichen Lebens

gewesen. Er hätte gar für diesen Landkreis als Abgeordneter in den Reichstag einziehen können, was er aber ablehnte. Felisch war der Ort zu provinziell, zu weit entfernt von den wirklichen Spitzen der Gesellschaft, zu denen er gehören wollte. Zwar hatte er sich hier gesellschaftlich stark engagiert und viel bewegt, das hatte er aber wohl nicht zuletzt mit Blick auf die eigene Karriere getan. Für ihn war Carolath lediglich eine Zwischenstation, ihn zog es zurück in die Reichshauptstadt: „Die Zeit, in der meine Tätigkeit [in Carolath; S. D.] mir persönlich zum Vorteile gereichen konnte, war schließlich abgelaufen, und ich musste in einen neuen Wirkungskreis eintreten, wenn ich schließlich nicht versauern wollte.“

Nach einem Jahrzehnt mit Stationen bei verschiedenen hohen Gerichten in Berlin kam er schließlich in einem der damals wichtigsten Zentren staatlicher Macht an: im Reichsmarineamt. Ohne dass er offenbar besonderes Interesse oder gar Begeisterung für das Militär im Allgemeinen oder die Marine im Speziellen aufbrachte, blieb er dort zwanzig Jahre lang und wurde Abteilungschef der Justizabteilung. Hier hatte er täglich engen persönlichen Verkehr mit einigen der einflussreichsten Persönlichkeiten der späten wilhelminischen Gesellschaft, nicht zuletzt mit Alfred von Tirpitz. Besonders interessant sind beispielsweise die in die Autobiographie aufgenommenen Protokolle von vertraulichen Gesprächen mit Tirpitz zwischen März und Oktober 1916 über dessen Rücktritt, die Kriegslage, den unbeschränkten U-Bootkrieg sowie die auswärtige Politik des Reichs.

So lesen sich Felischs Memoiren wie die detaillierte Beschreibung einer bürgerlichen Musterkarriere im Kaiserreich.

Eine weitere Eigenschaft zeichnete Felischs Persönlichkeit aus und machte seine Karriere erst möglich: Er war ein begnadeter Netzwerker. Er schaffte es, jeweils mit den für ihn, seine Interessen und sein (berufliches) Fortkommen wichtigen Leuten bekannt zu sein, weshalb sich seine Autobiographie in Teilen wie ein „Who is Who“ des (Berliner) Bürgertums im Kaiserreich liest. Dabei ließ er sich allerdings nicht verbiegen. Kontakte zu Akteuren der extremen Rechten, beispielsweise aus dem Alldeutschen Verband, pflegte er, wenn nicht unbedingt notwendig, offenbar ebenso wenig wie Kontakte zur radikalen Linken – wohlgedenkt: Für Felisch fielen bereits überwiegende Teile der SPD in dieses Spektrum. Wo sich Beziehungen nicht vermeiden ließen,

klammerte er die Politik jeweils erfolgreich aus dem persönlichen Umgang aus und legte eine gewisse Toleranz an den Tag. Ein Beispiel hierfür ist seine Zusammenarbeit mit dem Rechtsanwalt und späteren USPD-Mitglied Dr. Oskar Cohn im Erziehungsbeirat für schulentlassene Waisen, bei der er Wert darauf legte, dass Cohns „politische Einstellung niemals in Erscheinung trat.“ Felisch hatte für ihre Zusammenarbeit offenbar gar eine Bedingung gestellt: Cohn „hatte Schwurpflicht, es mir rechtzeitig mitzuteilen, falls er sich politisch bethätigen würde, und alsdann sein Amt im Erziehungsbeirathe niederzulegen.“ Dieser besondere Umgang Felischs mit Personen, deren politische Einstellung er ablehnte, macht auch verständlich, warum er ausgerechnet den in der kommunistischen KAPD engagierten Dr. Alexander Schwab als seinen Schwiegersohn duldet.

· 9 ·

Besonders faszinierend ist die Persönlichkeit Felischs gerade durch ihre vermeintlichen Widersprüchlichkeiten: War er privat in der Familie ein klassischer Patriarch und durchaus patriotisch-national eingestellt, so vertrat er politisch eine vergleichsweise progressive, liberale und bürgerlich-soziale Linie. Oder, wie seine älteste Tochter Erika Hennig es formulierte: Kaiser Friedrich III. mit seiner liberalen Haltung verkörperte Felischs Ideal. Er war Mitbegründer und eine prägende Figur des Freiwilligen Erziehungsbeirates für schulentlassene Waisen und engagierte sich später im daraus hervorgegangenen Deutschen Erziehungsbeirat. Zudem war er einer der Vorkämpfer für ein deutsches Jugendrecht, welches Jugendliche nicht mehr als Objekte, sondern als Subjekte des Rechts begreifen sollte. Auch in der Reichsmarinestiftung spielte er über zwei Jahrzehnte hinweg eine wichtige Rolle, noch länger war er im liberalen Berliner Handwerkerverein aktiv, dessen Ehrenmitglied er schließlich wurde. Dabei war Felisch ein Querdenker, blieb sich stets treu und scheute sich nicht, seine eigene Auffassung auch gegen Widerstände zu äußern. So protestierte er beispielsweise – wenn auch ohne Erfolg – in einem juristischen Gutachten gegen das Todesurteil für die beiden „Anführer“ der „Matrosenrevolte“ 1917. Zudem setzte er sich persönlich beim Chef der Hochseestreitkräfte und „Sieger vom Skagerrak“ Admiral Reinhard Scheer für die Umwandlung des Urteils in eine Haftstrafe ein. Dieser wollte allerdings ein Exempel statuieren und ließ beide hinrichten. Trotz seiner durchaus progressiven Haltung im sozialen Bereich war Felisch durch und durch ein deutscher Patriot wilhelminischer Prägung.

Das zeigt sich beispielsweise an seinen Kriegszielvorstellungen im Weltkrieg oder seinem 1916 geäußerten Wunsch, dass Tirpitz zum Reichskanzler ernannt werden solle. Dieser Umstand mag allerdings damit zusammenhängen, dass sich Felisch von einem Reichskanzler Tirpitz möglicherweise einen weiteren Karrieresprung versprach. Als Tirpitz in den kommenden Jahren immer weiter nach rechts rückte und zu einer Ikone der radikalen Rechten wurde, zeigte Felisch offenbar kein Interesse mehr an ihm.

Felisch steht zugleich beispielhaft für eine Generation, deren Aufstieg und gesellschaftliche Vormachtstellung durch die Niederlage des Deutschen Reiches im Ersten Weltkrieg, die Revolution und die Weimarer Republik ein jähes Ende nahm: die Generation Wilhelms II. Sie war in ihrem Denken, ihren Werten, ihrer Mentalität und nicht zuletzt in ihren Netzwerken noch tief im Kaiserreich verwurzelt, hatte mit dem letzten deutschen Kaiser zusammen den steilen Aufstieg und anschließend den krisenhaften Zusammenbruch Deutschlands erlebt. Den neuen, radikal veränderten Verhältnissen in der Weimarer Demokratie konnte – und wollte – sie sich nicht mehr anpassen. Sie erlebte den Zusammenbruch des Reiches, die Revolutionswirren und die demokratischen Verhältnisse als alpträumhaftes Chaos. In einer fast apokalyptischen, an Werke Hieronymus Boschs erinnernden Passage Felischs kommt diese Wahrnehmung beispielhaft zum Ausdruck: „Das Straßenbild am ersten Revolutionstage war geradezu grotesk. [...] Lastwagen wurden einfach „requisitiert“ und fuhren ziellos hin und her zum Vergnügen von jedermann, der sich ihnen anvertrauen wollte. [...] Auch wunderliche Männergestalten fuhren auf den Hauptstraßen hin und her, wobei sie unglaubliche Töne ausstießen, die vermutlich Lieder sein sollten. Fortwährend ließ irgendjemand auf der Straße irgend etwas hochleben und fand stets brüllende Zustimmung. Alle Kneipwirte und alle Restaurationen mussten Alkohol ungefragt in größten Mengen abgeben, und man sprach diesem nicht gerade knapp zu. Sämtliche Arbeit ruhte; der Pöbel schwamm in Seligkeit.“

Die Generation Felischs hatte ihre besten Jahre bereits hinter sich und stand vor dem Herbst ihres Lebens – für die Mitgestaltung der neuen Verhältnisse, den Wiederaufbau, das mühsame Finden und Errichten einer neuen Struktur aus den Trümmern des Zusammenbruchs fehlten ihr die Kraft, der Wille und das Verständnis. So zog sie sich ins Private zurück, oft verbunden

mit nostalgischen Erinnerungen an ihre „große“ Zeit vor 1914, die sich nicht zuletzt, wie bei Paul Felisch, in der Niederschrift der eigenen Memoiren äußerte. Es ist wohl kaum ein Zufall, dass die zwanziger Jahre in der Autobiographie Felischs nur für sein Privatleben eine Rolle spielen.

Felisch selbst betrachtete sich offenbar als Begründer einer Familiendynastie, was nicht nur in seinen Memoiren, sondern auch in den Briefen an seine Kinder und in ihren Urteilen über ihn deutlich wird. Dabei erscheint Felisch als eine tragische Figur – seine Bemühungen, dereinst als Begründer und Patriarch einer Familiendynastie zu gelten, machten einerseits der Freitod seines einzigen Sohnes Eberhard im Jahr 1912, andererseits die Zeitläufte, die veränderten politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse der Weimarer Republik, des „Dritten Reichs“ und schließlich des Zweiten Weltkriegs zunichte, vor deren Hintergrund er als anachronistische Persönlichkeit erscheinen musste. Das Scheitern des Kaiserreichs fällt zusammen mit dem Scheitern seiner persönlichen Ambitionen.

Aufschlussreich sind Felischs Äußerungen zum Nationalsozialismus, die er im Mai 1933 diktierete. Typisch für einen wilhelminischen Bürger seiner Generation stand er der NSDAP mit einer Mischung aus Wohlwollen und Abscheu gegenüber. Einerseits begrüßt er, dass Deutschland mit Hitler nun endlich wieder einen starken Mann an der Spitze habe, der das vermeintliche Chaos im Innern beseitigte und nach außen hin den anderen Mächten wieder mit Selbstvertrauen und dem energischen Anspruch auf deutsche Gleichberechtigung begegnete. Andererseits distanziert Felisch sich von der Radikalität der Nationalsozialisten und implizit von dem „Radau“, den sie veranstalteten. Dabei mag eine Rolle gespielt haben, dass sein Schwiegersohn Dr. Alexander Schwab als Kommunist nur wenige Tage vor der Niederschrift der betreffenden Absätze vom Regime in „Schutzhaft“ genommen worden war. Warum Felisch das mit keinem Wort erwähnt, muss dahin gestellt bleiben. Geradezu hellseherisch wirkt er in den – wohlgernekt im Frühjahr 1933 verfassten – Passagen, in denen er die Judenverfolgung verurteilt, sie als „schweren Fehler“ bezeichnet und befürchtet, dass wie mit den Hugenotten aus Frankreich nun mit den Juden viele „wertvolle intelligente Kräfte“ aus Deutschland vertrieben würden. Der systematische Völkermord des Holocaust ist für ihn zu diesem Zeitpunkt noch unvorstellbar, die menschenfeindliche und verbrecherische Politik des Regimes

hat er aber in ihren Grundzügen als solche erkannt und davor gewarnt. Seiner Analyse tut es daher keinen Abbruch, dass er aus patriotischer Perspektive argumentiert und die Judenverfolgung vor allem deswegen kritisiert, weil er darin eine Gefahr, gar einen schweren Verlust für Deutschland sieht.

·12·

Die Memoiren von Paul Felisch machen nicht zuletzt die große geographische Mobilität im oberen Bürgertum deutlich. Aufgewachsen in Brandenburg studierte er in Berlin, Heidelberg und Göttingen, war beruflich in Berlin und Schlesien tätig. Er unternahm unzählige berufliche und als leidenschaftlicher Wanderer private Reisen durch weite Teile Mitteleuropas, die er in seinen Erinnerungen ausführlich schildert. Dabei interessierte er sich mehr für die jeweiligen Schönheiten der Natur als für die örtliche Kultur und Sehenswürdigkeiten.

Abschließend sind noch einige editorische Bemerkungen angebracht. Paul Felisch hat dieses Manuskript vermutlich von 1932 bis kurz vor seinem Tod im Dezember 1933 seiner Tochter Erika Hennig diktieren lassen, die es wahrscheinlich zunächst stenographisch mitschrieb und schließlich abtippte. Das Manuskript hat sie anschließend Felisch zur Korrektur vorgelegt, der es mit einigen handschriftlichen Verbesserungen versah. Es bleibt unklar, zu welchem Zweck er seine Autobiographie geschrieben hat. Einiges deutet darauf hin, dass er zunächst nur einige Erlebnisse, die er für wichtig hielt, auf wenigen Seiten für seine Familie festhalten wollte. Auch an seine Bundesbrüder von der Heidelberger Verbindung Leonensia mag er dabei gedacht haben, beschreibt er doch ausführlich das Verbindungsleben in den ersten Jahren ihres Bestehens. Jedenfalls fand er offenbar schnell Gefallen an der Niederschrift seiner Memoiren, um genau zu sein, nachdem er zehn Manuskriptseiten diktieren hatte, und änderte seinen ursprünglichen Plan. Spätestens jetzt legte er das Projekt größer, als wirkliche Autobiographie, an. Er suchte aus seinen persönlichen Unterlagen Notizen, Texte und Erinnerungsstücke heraus, die ihm bei der Niederschrift als Gedankenstütze dienten. Es ist wahrscheinlich, dass er auch hoffte, einen Verleger für sein Manuskript zu finden.

Als er jedoch überraschend am Ersten Weihnachtsfeiertag 1933 starb, war er mit 265 maschinenbeschriebenen Manuskriptseiten zwar weitgehend am Ende seiner Lebenserinnerungen angelangt, nur einige wenige Seiten haben

offenbar noch gefehlt. Felischs Tochter Erika hat das aus losen Blättern bestehende Manuskript aufbewahrt und schließlich ihrem Sohn Martin Hennig überlassen, der großes Interesse an der Familiengeschichte zeigte. Er ließ die losen Seiten binden und fügte an einigen Stellen eigene Kommentare und Verbesserungen an. Als er starb, gingen das Manuskript sowie der restliche überlieferte Nachlass von Paul Felisch mit dem Nachlass von Martin Hennig selbst an das Archiv des Kirchenkreises Hamburg-Ost, wo es noch heute liegt, bisher aber nicht beachtet oder systematisch ausgewertet worden ist.

· 13 ·

Das Manuskript von Paul Felisch wurde für diese Edition digitalisiert und neu gesetzt. Zur besseren Lesbarkeit und Benutzbarkeit wurden Kapitelüberschriften eingefügt – das Original besteht aus einem durchgehenden Text ohne irgendwelche Kapitelunterteilungen – und die Absatzumbrüche behutsam an den Inhalt angepasst.

Zusätzlich wurde die Rechtschreibung sorgfältig an die heutigen Regeln angepasst, beispielsweise da, wo die entsprechenden Tasten auf der von Erika Hennig verwendeten Schreibmaschine offenbar fehlten, also bei „ß“ sowie bei großen Umlauten. Zeittypische orthographische Besonderheiten wurden beibehalten. Offensichtliche orthographische Flüchtigkeitsfehler wurden stillschweigend korrigiert, Textvarianten sind in Fußnoten angegeben. Handschriftliche Ergänzungen von Martin Hennig werden in eckiger Klammer mit dem Zusatz „M. H.“, Anmerkungen von ihm in Fußnoten wiedergegeben. Zusätzlich wurden Schreibweisen vereinheitlicht und Abkürzungen zur besseren Verständlichkeit weitgehend aufgelöst.

Eine wissenschaftliche, kommentierte Edition dieser Autobiographie und weiterer ausgewählter Schriftstücke aus Felischs Nachlass wird derzeit erarbeitet und 2015 im Verlag Solivagus Praeteritum erscheinen.

PAUL FELISCH: EINE KARRIERE IM KAISERREICH

[I. HERKUNFT UND JUGEND]

Am 18. Mai 1855 bin ich, Paul Ernst Adam Felisch, der ich den Rufnamen Paul habe, zu Storkow, Kreis Beeskow-Storkow, als Sohn des Apothekers Felisch und seiner Ehefrau Friederike, geborene Diederich, geboren worden. Ich stamme aus einem alten märkischen Geschlechte, das von beiden Eltern her stets in der Mark Brandenburg ansässig gewesen ist. Mein Vater war am 28. März 1812 geboren. Mein im Jahre 1765 geborener Großvater Ernst Felisch hatte zu Frankfurt an der Oder die Stellung inne, die man heut als Landgerichtspräsident bezeichnen würde. Dessen Vater war der Prediger Ludwig Felisch in Fürstenwalde später in Langenfelde und abermals dessen Vater war der Prediger S. L. Felisch in Groß- und Klein-Rade bei Frankfurt an der Oder, in dessen Familie der Dichter Jean Paul hineinheiratete. Vater von dem zuletzt genannten Prediger Felisch war der am 12. November 1703 geborene Prediger Georg Felisch in Bossen bei Frankfurt an der Oder, der aus einer Familie von zehn Kindern stammte. Als letzter Vorfahr von mir ist der Senator Felisch in Storkow zu nennen, der um 1670 geboren war, und der als hochbetagter Mann im Jahre 1749 sein noch heut erhaltenes Testament gemacht hat. Es ist eigenartig, dass in dessen Patrizierhaus später die Apotheke meines Vaters verlegt wurde. Mein ältester Ahn hinterließ nach seinem Testamente allein sechs Häuser, sehr viel Land und eine Reihe von wirtschaftlichen Unternehmungen, ist also ein für seine Zeit ungewöhnlich vermöglicher Herr gewesen.

Nach der Familienüberlieferung haben wir ursprünglich van der Feilitsch geheißten und sind um die Zeiten von Egmont und Hooren aus den Niederlanden um des Glaubens willen ausgewandert. Ein Beweis hierfür kann nicht erbracht werden. Jedenfalls haben alle Familienangehörigen stets zu den überzeugungstreuen evangelischen Christen gehört.

Meine Mutter stammte aus dem alten Rittergute Haus Müncheberg bei Müncheberg, das auf ihren Bruder übergegangen war. Der sehr große und geräumige Gutshof war von einem parkartigen Garten umgeben, der köstliches

Edelobst hatte, und in dem ich selbst sehr oft geweiht habe. Er lag unmittelbar vor den noch heut erhaltenen Stadtmauern von Müncheberg, an denen die große Keule mit der Inschrift hängt:

*„Wer seinen Kindern gibt das Brot
Und leidet selber Hungersnot,
Den schlage man mit dieser Keule tot.“*

· 15 ·

Mein Onkel Diederich, der sehr viele Kinder hatte, ließ das Obergeschoss ganz neu ausbauen und fügte einen sehr großen Saal an, wodurch es ermöglicht wurde, dass der Kaiser wiederholt während der Kaisermanöver in Haus Müncheberg Wohnung genommen hat.

Ebenso wie meine Mutter stammte meine Frau aus einem alten Rittergutseschlechte, aber aus einem schlesischen, dessen Stammgut jetzt bereits in vierter Geschlechtsfolge sich vom Urgroßvater an in der Familie befindet. Während die Familie meiner Frau, in deren Eigentum heut sieben Rittergüter stehen, erbangesessen blieb, musste meine Mutter schon als Kind das Familiengut verlassen und von ihrer verheirateten, erheblich älteren Schwester erzogen werden, da sie ebenso wie mein Vater bereits mit dem 10. Lebensjahre vollständig verwaist war. Die Familie meiner Mutter blieb auf mehreren Rittergütern in der Nähe von Müncheberg angesessen. Mein Vater kam in dem entsprechenden Lebensjahre, in dem meine Mutter zu ihrer Schwester übersiedelte, die damals an den Rittergutsbesitzer Schäffer bei Müncheberg verheiratet war, als Vollwaise in das Schindler'sche Waisenhaus zu Berlin, in dem er bis zu seinem Einjährigenexamen verblieb. Sein halbes Jahr als Apotheker diente er im Königlichen Schloss zu Berlin ab und conditionierte alsdann in der Simon'schen Apotheke zu Berlin, die als die Zweitälteste von ganz Deutschland noch aus der Zeit vor der Entdeckung Amerikas her besteht, und mit deren jetzigem Inhaber ich in nahen Beziehungen stehe.

Meine Eltern haben ein Jahr lang nach der Eheschließung in Berlin gelebt, weil mein Vater mit dem ererbten Gelde seiner Frau eine gute Apotheke übernehmen wollte. Diese fand er in Storkow, wo meine lebenslustigen Eltern bald das erste Haus des Ortes führten. Ein Kind von ihnen starb noch im ersten Monate seines Lebens, und ein zweites wurde mit einem Jahre seines Daseins vom Tode ereilt. Dann wurde ich geboren [und erhielt gegen den

Willen der Eltern über die Hebamme zusätzlich den Namen Adam, damit er am Leben blieb; M. H.] und nachher zwei Schwestern von mir, von denen die eine jetzt im Alter von 74 Jahren am 15. Januar 1932 zu Halle an der Saale als die Witwe ihres Veters, des Regierungs- und Veterinärrates Dr. Gustav Felisch, verstorben ist. Meine jüngere Schwester hatte mit ihr nach dem im Jahre 1919 erfolgten Tode meiner Mutter einen gemeinsamen Haushalt geführt und siedelt jetzt dauernd zu mir über.

Ich lernte schon sehr früh die Welt kennen. Es hieß, dass meine Mutter Anlage zur Schwindsucht hatte, und so nahm sie mich schon, als ich erst fünf Jahre alt war, auf ihren alljährlichen Erholungsreisen nach Berchtesgaden und den Königssee mit. Mein Vater nahm in jedem Jahre einen Erholungsurlaub nebst Cur in Carlsbad, und meine Mutter und ich fuhren alljährlich dorthin mit Extrapost über das Erzgebirge, um meinen Vater abzuholen. Hierbei erlebte ich natürlich vieles Interessante.

Meine Eltern ließen mir in Storkow eine außerordentlich gediegene Erziehung durch Privatunterricht erteilen, wobei ich einzelne Stunden immer in der obersten Volksschulklasse mitnahm. Als ich noch nicht ganz neun Jahre alt war, zogen meine Eltern deshalb, weil in Storkow keine höhere Schule war, nach Freienwalde an der Oder, nachdem mein Vater schon ein halbes Jahr früher seine Apotheke verkauft gehabt hatte. Die Aufnahmeprüfung in Freienwalde ergab, dass ich nach meinen Kenntnissen trotz meiner Jugend bereits hätte in die Quinta gesetzt werden müssen, weil ich das Pensum dieser Klasse bereits so weit beherrschte, dass ich Quadrat- und Kubikwurzeln mühelos auszog und im Lateinischen mehr wusste, als von einem Sextaner verlangt wird. Lediglich auf Wunsch meines Vaters kam ich, da es sich um ein Sommersemester handelte, in die Sexta. Die Schule fiel mir sehr leicht und zwar jedes einzelne Unterrichtsfach, auch die Mathematik, für die ich eine Vorliebe hatte. In der Quinta blieb [ich; S. D.] nur ein halbes Jahr, in der Tertia ein und ein halbes Jahr. Von [der; S. D.] Untersekunda an nahm ich bis zu meinem Abgange freiwillig auch am englischen Unterrichte teil, der so gut war, dass wir die Shakespeare'schen Dramen der Reihe nach in der Ursprache lasen. Die Einjährigenreife, zu der damals nur ein halbes Jahr Sekunda erforderlich war, erreichte ich bereits mit zwölf und anderthalb Jahren. Trotzdem ich dann in der Sekunda ein halbes Jahr durch schwere Krankheit verlor, die nach meiner festen Überzeugung falsch behandelt worden ist und in wenigen Wochen